

HIER WOHNTE

FOTOS VERENA MÜLLER



Treffpunkt Innenhof: Verbindungen entstehen, wo es vorher eine kulturelle und religiöse Kluft gab.

DIE HOFFNUNG

TEXT JULE LUTTEROTH

Integration durch Zusammenleben – das ist das Konzept der »Hoffnungshäuser«.
Ein Projekt, das zeigt: Gemeinsam sind wir besser.



Eine Schultüte liegt auf einem Tisch in der Werkstatt, gebastelt aus Holzfurnier, beklebt mit bunten Glitzersteinen, rosa Stoffblüten und fünf Buchstaben: L U I S A.

Kaihan bestaunt das Kunstwerk: »Was ist das?« Der Junge ist sechs Jahre alt, im Sommer wird er eingeschult. Sein Deutsch ist noch nicht fehlerfrei, seine Eltern stammen aus Afghanistan. »Wenn Kinder in die Schule kommen, bekommen sie eine Schultüte geschenkt«, erklärt Denise Schechinger dem Jungen. Sie zählt auf, womit die Tüte befüllt wird: mit Stiften, Radiergummis, Heften und Süßigkeiten.

Bei der Aussicht auf Süßes strahlt er. »Ist das für mich?«, will Kaihan wissen und zeigt auf den rosafarbenen Kindertraum. »Das ist die Schultüte von Luisa. Du bekommst eine eigene«, verspricht Denise Schechinger ihrem kleinen Nachbarn, der wie sie ein außergewöhnliches Zuhause in Schwäbisch Gmünd hat: Beide leben in einem der sogenannten Hoffnungshäuser, einem Wohnquartier, das im Jahr 2020 mitten in einem Villenviertel der großen Kreisstadt gebaut wurde. Es ist ein Wohnprogramm, das Einheimischen und Geflüchteten eine gemeinsame Heimat bieten soll und damit versucht, Integration neu zu denken.

Sechs Gebäude stehen auf dem großen Grundstück. Durch die Hang-

lage hat man einen schönen Blick auf die vielen Türme der mittelalterlichen Stadt. In vier der Häuser leben insgesamt 90 Menschen. Diese 24 Wohnungen werden in einem ausgewogenen Verhältnis an Einheimische und Geflüchtete vermietet. Die Mieten sind günstig, sie liegen ein Drittel unter der durchschnittlichen Neubaumiete. Hier wohnen viele Familien – die größte hat sieben Kinder –, aber auch Alleinerziehende, WGs, Paare und Alleinlebende. So vielfältig wie die Herkunftsländer der Bewohnerinnen und Bewohner – Syrien, Liberia, Ukraine, Afghanistan, China, Bulgarien, der kurdische Teil Syriens, Eritrea, Nigeria – sind auch die Religionen, die hier anzutreffen sind.

In den beiden anderen Häusern gibt es 21 seniorengerechte Wohnungen. Hier leben derzeit 24 Menschen, es sind fast ausschließlich alleinstehende Deutsche. »Die Jüngste ist Mitte fünfzig und voll im Berufsleben, der Älteste ist 88 Jahre alt«, erzählt Denise Schechinger. Es ist eine demografische Mischung, die gewollt ist. Das Hoffnungshaus-Konzept soll schaffen, was andernorts schwierig ist: ein friedliches Zusammenleben von Menschen unterschiedlichster Herkunft. Im Idealfall entsteht dabei echter gesellschaftlicher Zusammenhalt.

Die Wohnhäuser werden von der Hoffnungsträger-Stiftung gebaut und betrieben, die Tobias Merckle ins Le-

ben rief. Das war 2013, als in Deutschland die ersten Kriegsflüchtlinge aus Syrien provisorisch untergebracht werden mussten. Der 55-jährige gebürtige Ulmer ist Sozialpädagoge und Philanthrop und stammt aus einer der reichsten Familien Deutschlands. Sein 2009 verstorbener Vater Adolf wurde durch Beteiligungen an diversen Unternehmen (Ratiopharm, Phoenix, HeidelbergCement und Kässbohrer) zum Milliardär.

Das erste Hoffnungshaus wurde vor zehn Jahren in Leonberg nach der ersten großen Flüchtlingswelle eröffnet. Das Konzept hat Strahlkraft. Heute gelten die Häuser als Musterbeispiel für Integration und wurden mehrfach ausgezeichnet, etwa 2019 mit einem Integrationspreis des Landes Baden-Württemberg und mit diversen Architekturpreisen.

Marcus Witzke ist Vorstand der Stiftung, er sagt, die Motivation hinter dem Hoffnungshaus-Programm sei im Kern christliche Nächstenliebe. Die Geschichte vom barmherzigen Samariter treibe das Team an.

Klar ist: Wer ankommt, benötigt mehr als ein Dach über dem Kopf. Sprache, Arbeit, Zugehörigkeit. Dass dies nicht nur Theorie bleibt, lässt die Stiftung systematisch überprüfen. »Wir erheben an jedem Standort, wie viele Menschen in Arbeit oder Ausbildung sind und wie der Stand der Sprachbildung ist«, erklärt Witzke. »Dazu kommen Sprachkurse, Nachhilfeangebote und viel Beziehungsarbeit.«

Damit die großen Ziele der Stiftung im Alltag nicht verpuffen, braucht es Menschen, die sie an der Basis umsetzen – wie Denise und Martin Schechinger. Die 44-jährige PR-Redakteurin und der 43-jährige Produktdesigner zogen im Herbst 2020 mit ihren drei Töchtern als Erste ein. Sie leiten den Standort im Schwäbisch Gmünder Hoffnungshaus.

Dass ein Ehepaar diesen Job übernimmt, ist von der Stiftung genau so gewollt, denn es hilft, kulturelle Hürden abzubauen: »Viele Bewohnerinnen besprechen konkrete Probleme lieber mit einer Frau, weil das auch in ihren Herkunftsländern so üblich ist. Aus demselben Grund ist es auch für viele Bewohner einfacher, mit einem Mann zu sprechen«, sagt Martin Schechinger.

Das Paar managt das Zusammenleben in den sechs Häusern, unterstützt

bei Problemen, hilft bei der Jobsuche, Deutschkursen, gemeinsamen Projekten, bei Behördengängen oder Arztbesuchen – doch mit den vielen Aufgaben sind die beiden nicht allein. Im Hoffnungshaus sollen alle mithelfen.

Eine der Voraussetzungen, um einen Mietvertrag für eine Wohnung zu bekommen, ist die Bereitschaft, sich am gemeinsamen Leben der Hausgemeinschaft zu beteiligen. Die Bewohnerinnen und Bewohner engagieren sich mindestens zehn Stunden pro Monat für die Hausgemeinschaft. Manche übernehmen Schichten bei der Hausaufgabenhilfe, andere sind in der Tanzgruppe, oder sie machen die Einkäufe für die alleinstehende Mutter, die es mit dem Baby gerade nicht schafft. »Wer dazu nicht bereit ist und nur günstigen Wohnraum sucht, passt nicht zu uns.« Die Schechingers achten darauf, dass alle sich auch wirklich beteiligen.

Und was, wenn jemand nicht mitmacht? »Dann geht es nicht um Verhaltensregeln, sondern wir fragen nach: Was ist los, gibt es ein Problem, können wir helfen?«, sagt die Standortleiterin.

Damit es Platz für die Tanzgruppe gibt und für die Hausaufgabenhilfe, haben die Architekten Orte für Begegnungen eingeplant. Die Hoffnungshäuser werden in Holzbauweise errichtet, sie sind somit kostengünstig und nachhaltig. Holzverkleidete, geschwungene Balkone verleihen den Mehrfamilienhäusern Leichtigkeit.

Ein Platz für Begegnungen

In Schwäbisch Gmünd stehen die Häuser um einen großen Innenhof, den eigentlichen Star des Ensembles. Es ist ein Platz für Junge und Alte, für Spiele und Gespräche, für Kunst und Kultur. Eine Haus-App fördere spontane Verabredungen, erzählt Martin Schechinger. »Vorige Woche hat ein kleiner Junge, dessen Familie aus Syrien stammt, eine Sprachnachricht an alle geschickt: ›Hallo, ich gehe jetzt mit meinem Papa zum Fußballspielen. Wer möchte mit?‹ Wer Lust und Zeit hat, kommt runter, und es geht los.«

Immer wieder packen die Bewohnerinnen und Bewohner große Gemeinschaftsprojekte an. Was sie umsetzen wollen, bestimmen sie selbst. Im ver-



Ehepaar Schechinger: »Wir haben Zeit, dass Beziehungen wachsen.«

gangenen Jahr wurde ein Erdofen aufgehoben, den sich viele Bewohner gewünscht hatten, und mit einem großen Fest und einem gebratenen Lamm eingeweiht. In diesem Jahr soll eine große Aussichtsterrasse oberhalb der Häuser entstehen, das Fundament liegt bereits.

»Hier ist kein Ort, an dem man gemütlich wohnt und vom Standortteam eine Dienstleistung bekommt«, sagt Martin Schechinger. »Es ist eher wie Pingpong: Du hast eine Idee, ich kann den nächsten Schritt machen – im Sinne von: Ich denke kurz weiter mit einem größeren Blick auf alle. Aber dann spiele ich die Idee wieder zurück und sage: Du bist immer noch ein Teil davon, mach mit.« Zu Beginn des Jahres treffen sich alle, um zu beraten, wer welche Ideen für das Zusammenleben in den Häusern hat und welche davon Unterstützung finden.

Einer, der bei solchen Aktionen immer gern dabei ist, trifft die Schechingers im Innenhof. In der Hand trägt Ali A. eine Tasse. »Oh, dein Kaffee duftet sehr gut«, sagt die Standortleiterin. Der junge Mann lächelt. Er ist 19 Jahre alt, stammt aus

Ali A. hat im Hoffnungshaus eine neue Heimat gefunden. Wenn etwas zu erledigen ist, dann ist er zur Stelle.



Syrien und lebt seit einem Jahr im Hoffnungshaus. Die Familie floh vor Assads Schergen einst in die Türkei, Ali wuchs dort auf. Nun lernt er Deutsch und möchte gern Maler und Lackierer werden. Gerade hat Ali bei einem Meisterbetrieb angerufen und gefragt, ob sie Auszubildende suchen. Lukas Frank, der stellvertretende Standortleiter, hat ihm geholfen, sich auf das Telefonat vorzubereiten. Er ist mit dem Gesprächsverlauf zufrieden und hofft, dass sein junger Nachbar zum Vorstellungsgespräch eingeladen wird.

»Es ist schön hier«, sagt Ali, er fühlt sich wohl in der Gemeinschaft. Dabei gab es seit seiner Ankunft in Deutschland durchaus gefährliche Situationen. Einmal habe er sich mit dem Fahrrad auf die Autobahn verirrt, erzählt er. Etliche Lastwagenfahrer hupen ihn an. Er habe sich gewundert, sich aber auch über die winkenden Männer gefreut und zurückgewinkt, erzählt er und lacht. Es ist ja gut gegangen. Auch Martin Schechinger lacht und fragt: »Willst du auch den Film vom letzten Jahr ansehen?« – »Ja, ich komme mit.«

Eine Woche zuvor hatte es ein großes Treffen gegeben: Von den 114 Bewohnern waren 90 da, um sich gemeinsam einen Film anzuschauen, den Jahresrückblick. Doch Ali hatte keine Zeit. Im Büro der Standortleitung warten jetzt auch Angelika Daiker und Anton Seeburger auf die im Video festgehaltenen Höhepunkte der vergangenen Monate. Die beiden wohnen seit anderthalb Jahren in einem der beiden Seniorenhäuser. Sie ist 71, er 74. »Für uns ist das hier eine gute Perspektive auf der letzten Lebensetappe. Wenn wir Leben sehen wollen, müssen wir nur auf unseren Balkon gehen. Und wenn wir mitmachen wollen, gehen wir einfach runter«, sagt sie.

Martin Schechinger drückt auf die Playtaste: ein Fußballturnier, der Stadtlauf, lachende Kinder, üppige Buffets, das Frühlingsfest, eine Wasserschlacht, die gemeinsame Bergwanderung. Selbst eine Hochzeit wurde schon im Innenhof gefeiert. In der Vorweihnachtszeit glitzern Lichterketten an den Balkonen und am großen Tannenbaum, der im Innenhof steht.

Und dann der gigantische Wichtel-Adventskalender: An einer Schnur, quer über dem Hof, baumeln große, nummerierte Plastikeimer, in denen kleine Geschenke versteckt sind. Abends wird die jeweilige Nummer abgeseilt und der Eimer feierlich geöffnet. An manchen Tagen kommen bis zu 70 Menschen zusammen, denn alle wollen wissen: Wer wird heute beschenkt – und was ist es?

Manche Eimer enthalten Gutscheine für gemeinsame Erlebnisse, etwa eine Schnitzeljagd, oder kleine Dinge wie ein Bilderbuch, erzählt Martin Schechinger. »Unsere Familie hat eine besonders lang brennende Kerze bekommen, die in einem schönen roten Gefäß steckte.« Denise Schechinger lacht: »Wir haben uns wirklich sehr gefreut. Über das Grablicht.«

Ein Frühstück, das die eigene Welt geändert hat

Es sind genau diese Momente – kurios, aber von Herzen kommend –, die das Eis brechen. Denn die Distanz war

anfangs oft groß. Viele Geflüchtete hätten vor ihrem Einzug ins Hoffnungshaus kaum Kontakt zu Deutschen gehabt, erzählt Standortleiter Schechinger. Ein Bewohner habe es so formuliert: »Die Deutschen trifft man nur hinter weißen Türen. Um sie zu treffen, muss man einen Termin machen. Hier im Hoffnungshaus ist das ganz anders.«

So war es ein ganz besonderes Geschenk, das die Senioren Daiker und Seeberger der siebenköpfigen syrischen Familie in den Adventskalender legten: einen Gutschein für ein gemeinsames Frühstück in ihrer Wohnung. »Das war für beide Seiten augenöffnend. Eine Begegnung, und die eigene Welt ändert sich«, sagt Angelika Daiker.

»Die Eltern sprachen bisher kaum mit uns. Jetzt saßen sie in unserem Wohnzimmer und haben unsere Einrichtung, unsere Bücher und Bilder angeschaut. Und sie haben uns erzählt, warum und wie sie nach Deutschland gekommen sind«, erzählt Anton Seeberger. »Wir haben zum ersten Mal so nah eine Flüchtlingsgeschichte gehört. Plötzlich

merkst du: Das sind deine Nachbarn.« Begegnen sie sich heute, begrüßen sie sich: »Hallo, wie geht es dir? Was macht ihr so? Ist alles okay bei euch?«

Eine aktive Nachbarschaft – das sei genau das, was die Hoffnungshäuser leisten wollen, sagt Denise Schechinger. Für sie bedeutet Integration nicht nur, »dass man die Sprache lernt, einen Job findet und sich anpasst. Integration ist, zusammen am Tisch zu sitzen«. Verständnis füreinander und Interesse aneinander zu haben, das durch Zeit und Begegnung wächst. Auch für Stiftungsvorstand Witzke hört Integration nicht auf, wenn jemand arbeitet und Deutsch spricht. »Sie wird sichtbar, wenn ein Kind erzählt, sein größtes Highlight sei die Einladung zum Kindergeburtstag bei einem deutschen Kind gewesen.«

Damit genau solche Freundschaften über die Grundstücksgrenzen hinaus entstehen können, schottet sich das Quartier nicht ab – im Gegenteil. Viele Angebote des Hoffnungshauses, etwa das Kinderferienprogramm, stehen auch der umliegenden Nachbarschaft offen. Für die Standortleitung ist das

ein wichtiger Hebel, um Berührungsängste bei den Anwohnern abzubauen und Freundschaften zu ermöglichen.

15 Uhr, Zeit für die Lerninsel. Hier treffen sich die Schulkinder, um gemeinsam Hausaufgaben zu machen. Heute sind drei erwachsene Mitbewohner gekommen, um zu helfen. Rhinah bringt einen Stapel Aufgabenblätter mit. Toni hat einen großen Rucksack dabei, er hat heute »ganz viele Hausaufgaben«. Er klappt sein Mäppchen mit den Buntstiften auf und macht sich konzentriert an die Arbeit.

Im Zimmer mit einer riesigen Fensterfront stehen fünf große Holztische, heute beugen sich acht Kinder über ihre Blätter. An der Wand hängt ein Bild, da steht in Großbuchstaben: OHNE HOFFNUNG IST ALLES NICHTS. Rhinah stöhnt: »Alex, ich versteh das nicht. Kannst du mir helfen?« Alexander Knöppler, der im Hoffnungshaus einen Bundesfreiwilligendienst macht, schaut sich die Matheaufgabe an und erklärt. Die Drittklässlerin stammt aus Syrien. Sie verdreht die Augen, Mathe ist nicht ihr Lieblingsfach, aber sie hat verstanden: »Ach so, okay.« Dann setzt sie sich wieder auf ihren Platz und bringt die Aufgabe rasch zu Ende.

Am Nebentisch sitzt Ella. Auch sie hat ihre Aufgaben auf dem Tisch ausgebreitet. Dreimal pro Woche erledigt die Achtklässlerin hier ihre Hausaufgaben. »Es macht viel mehr Spaß, mit anderen zusammen zu lernen. Und es fällt mir viel leichter als zu Hause, mich zu konzentrieren. Ich weiß einfach, jetzt ist Zeit zu lernen. Außerdem ist Alex da. Und der kann so genau erklären.« Der Bufdi grinst bei so viel Lob.

Welche Möglichkeiten diese alltägliche Bildungsförderung eröffnen kann, zeigt sich immer wieder: »Wir haben junge Frauen aus streng muslimischen Kontexten, die heute Betriebswirtschaft studieren und ein Auslandssemester machen – für ihre Väter war das vor ein paar Jahren völlig außerhalb des Horizonts«, sagt Stiftungsvorstand Witzke.

Kulturelle und religiöse Schranken überwinden

Das Zusammenleben unter einem Dach baut Brücken zwischen den Menschen – die Verbindungen her-



Kinder fühlen sich zu Hause im Projekt – und finden Freunde.



Bagger werden im Hoffnungshaus nur noch zum Spielen gebraucht.

stellen, wo es eine kulturelle und religiöse Kluft gab. Religion spielt in den Hoffnungshäusern eine wichtige Rolle. Der Stiftung liegt ein christliches Menschenbild zugrunde, das erfahren alle schon vor ihrem Einzug. Auch wenn sie einen anderen Gott haben, tauschen die Bewohner sich über den jeweiligen Glauben aus und feiern Ramadan ebenso wie Ostern und Weihnachten. Manche, erzählt Witzke, seien irgendwann ausgezogen und hätten gesagt: Ich habe meinen Glauben behalten, aber viele Vorurteile über Christen abgelegt. Weil sie hier Menschen erlebt hätten – und nicht das Bild, das ihnen ihr Imam früher gezeichnet habe.

Weil das Konzept spürbar fruchtet, soll es weiterwachsen. Bereits in zehn Städten in Baden-Württemberg betreibt die Stiftung Hoffnungshäuser: In insgesamt 39 Häusern leben mehr als 700 Bewohnerinnen und Bewohner. Und das soll nur der Anfang sein. Der Stiftungschef sagt: »Wir haben das Ziel, bundesweit der wichtigste Akteur für

gemeinsames Wohnen mit Integrationsfokus zu werden.« In Bayern und Rheinland-Pfalz entstehen momentan neue Standorte, auch in anderen Bundesländern soll gebaut werden.

Ein Selbstläufer ist das jedoch selten. An vielen Standorten gab es laut Witzke zunächst Proteste von Anwohnern, auch in Schwäbisch Gmünd. »Vor Baubeginn haben uns vier renommierte Anwälte Schreiben geschickt im Auftrag von Nachbarn, die das Projekt mit allen juristischen Mitteln verhindern wollten. Heute kommt einer dieser Nachbarn regelmäßig zu unseren Veranstaltungen und sagt mir: »Herr Witzke, ich habe Ihnen damals alles Mögliche angedroht. Es ist ganz anders gekommen, als ich befürchtet hatte.« Für uns ist das ein großes Kompliment.«

Zu einer lebendigen Nachbarschaft gehört auch, dass viele Gruppen einen Platz finden. »Wir haben gemerkt, dass wir sehr viel für Kinder, Jugendliche und Frauen anbieten. Aber wir Männer hatten keinen festen Termin«, sagt Martin Schechinger. »Deswegen haben wir

uns die Werkstatt ausgedacht. Das läuft super.«

Einmal pro Woche treffen sich jetzt hier die Männer, um unter anderem die Schultüten zu basteln, die Kaihan und die anderen Kinder zur Einschulung bekommen. In einem großen Raum stehen diverse Maschinen zum Bohren und Sägen und auch eine Drehmaschine. Die Männer hobeln, feilen, drechseln, begutachten ihre Arbeiten, fachsimpeln. Dabei trinken sie süßen schwarzen Tee und essen Kekse und Datteln.

Für die Standortleitung ist dieses Miteinander ein Sinnbild für das gesamte Projekt. »Beziehungen brauchen immer Zeit«, sagt Martin Schechinger. »Und das ist der große Schatz im Hoffnungshaus: Wir müssen nicht in ein paar Terminen ein Lernziel erreichen. Sondern wir sagen: Wir haben Zeit, dass Beziehungen wachsen. Das Pflänzchen ist am Anfang sicher ein verletzliches. Aber wenn man ihm die entsprechende Zeit und Pflege gibt, dann wächst eine schön stabile und starke Pflanze.«